

JÜDISCHER ALMANACH

Sport





JÜDISCHER ALMANACH

der Leo Baeck Institute



Sport

Herausgegeben von
Gisela Dachs
im Auftrag des
Leo Baeck Instituts Jerusalem

Jüdischer Verlag
im Suhrkamp Verlag

Gefördert mit Mitteln der Alfred Freiherr von Oppenheim-Stiftung
in Memoriam Hannah Hirschfeld

Redaktionelle Beratung:

Na'ama Sheffi; Anja Siegemund; Adina Stern

Umschlagabbildung: Keren Freeman/Flash 90

Das Leo Baeck Institut (LBI) ist benannt nach der Symbolfigur der deutschen Judenheit im 20. Jahrhundert und besitzt Zentren in New York, London und Jerusalem sowie eine Wissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft in Deutschland. Es wurde 1955 in Jerusalem gegründet, um die Geschichte und Kultur des deutschen und zentraleuropäischen Judentums zu erforschen.

Zu den Gründern und Führungspersonlichkeiten des Jerusalemer LBI gehörten Martin Buber, Gershom Scholem, Hugo Bergman, Ernst Simon und Jacob Katz. Heute ist das LBI Jerusalem das führende israelische Forschungszentrum für jüdische Geschichte und Kultur in Deutschland und Zentraleuropa. Das Institut unterstützt die Forschungen junger und etablierter Forscher, veröffentlicht Quellen und Forschungsliteratur auf Hebräisch, Englisch und Deutsch, organisiert Seminare und Konferenzen sowie kulturelle Veranstaltungen.

Seit 1993 gibt das Leo Baeck Institut Jerusalem den Jüdischen Almanach heraus. Dies knüpft an eine alte Tradition an, die durch den Nationalsozialismus gewaltsam abgeschnitten wurde. Erstmals erschien ein *Jüdischer Almanach* im Jahre 1902.

Leo Baeck Institute:

Jerusalem: 33 Bustenai Street, Jerusalem 93229, Israel; www.leobaeck.org

London: 4 Devonshire Street, London W1W 5LB, UK; www.leobaeck.co.uk

New York: 15 West 16th Street, New York, NY 10011, USA; www.lbi.org

Freunde und Förderer des LBI: Liebigstraße 24, Frankfurt 60323

Erste Auflage 2011

© für diese Zusammenstellung Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag;
für die einzelnen Beiträge bei den Autorinnen und Autoren

© für die Fotos Flash 90

Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-633-54256-7

INHALT

Zu diesem Almanach	7
MICHAEL BRENNER Keine jüdische Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts ohne Sport	12
SANDER L. GILMAN Der jüdische Körper und die Integration der Juden	24
JOHN EFRON Eine alternative Integrationsgeschichte der Moderne: die Karriere des sephardischen Boxers Daniel Mendoza	35
SHARON GILLERMAN Samson in Wien: die theatralische Inszenierung jüdischer Männlichkeit	42
FRIEDRICH TORBERG Warum ich stolz darauf bin .	59
DIETRICH SCHULZE-MARMELING Aus der Geschichte gedrängt: Der deutsche Fußball und seine Juden	69
RAANAN REIN Atletico Atlanta – Wie aus dem argentinischen Fußballklub ein jüdisches Identifikationssymbol wurde	85
ULRICH SIEG Erfolgreiche Außenseiter. Die Juden und das königliche Spiel	93

DANIEL WILDMANN	Muskeljuden, turnende Juden und moralische Juden	103
ANAT HELMAN	Sport am Tag der Erholung: Die Schabbat-Kontroverse im Jischuw der 1920er und 1930er Jahre	114
HAIM KAUFMAN	Die Makkabi-Spiele	132
MANFRED LÄMMER	Das griechische Gymnasium in Jerusalem	142
AMICHAÏ ALPEROVICH	Der Wunsch nach nur <i>einer</i> Ungewissheit: Israelischer Sport in der internationalen Arena	153
ROBIN STREPPELHOFF	Wie der Sport Völker verbinden kann: Israel und Deutschland	163
MOSHE ZIMMERMANN	Israel und die Anderen. Fußball als Barometer für bilaterale Beziehungen	175
JERROLD KESSEL UND PIERRE KLOCHENDLER	Arabische Minderheit gegen jüdische Mehrheit oder: Staat aller Fußballanhänger	186
NILI LANDESMAN	Joga in Tel Aviv	194
	Zu den Autorinnen und Autoren	205

ZU DIESEM ALMANACH

Dieser Almanach widmet sich der Muskelkraft und damit einem Thema, das man nicht unbedingt sofort mit Juden und Judentum assoziiert. So ist etwa über die Rolle des Sports in der Konstruktion und Rezeption jüdischer Identität lange kaum publiziert worden. Der Ausweitung auch der jüdischen Geschichtsschreibung hin zu sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragestellungen ist es nun zu verdanken, dass »Juden und Sport« in letzter Zeit eine größere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Was eigentlich überfällig war, denn die Juden teilten in den meisten Ländern die Vorlieben und Leidenschaften ihrer nichtjüdischen Umgebung. Und wo sie nicht mitmachen durften, suchten sie nach eigenen Wegen. Sport galt immer auch als ein Gradmesser der Emanzipation.

Warum eine Geschichte, die das Alltagsleben der Juden in den Mittelpunkt stellt, am Thema Sport nicht vorbeikommt, erläutert Michael Brenner in seinem Eröffnungsbeitrag. Insbesondere in der Zwischenkriegszeit kam der jüdischen Turn- und Sportbewegung eine entscheidende Rolle zu. Auf diese Weise wollte man auch die Antisemiten widerlegen, die die Juden als krummbeinig und unsportlich darstellten und diese zunehmend aus den allgemeinen Sportvereinen ausschlossen. Sander Gilman beschreibt, wie stark das Vorurteil von einer »krankhaften« jüdischen Körperlichkeit einst in den Köpfen prominenter Mediziner verankert war.

Ganz anders aber als die damalige deutsche intellektuelle Elite verschwendete die Londoner Arbeiterklasse an derlei Verirrungen anscheinend keine Zeit. Jedenfalls konnten sich

in diesen Kreisen die englischen Juden bereits im 18. Jahrhundert über den Sport integrieren – über diesen bemerkenswerten Prozess sozialer und kultureller Integration schreibt John Efron am Beispiel des Boxers und »englischen Nationalhelden« Daniel Mendoza.

Eine erstaunliche Popularität erreichte 1923 in Österreich auch Siegmund alias Sische Breitbart, »der stärkste Mann der Welt«. Sharon Gillerman geht in ihrem Beitrag der Frage nach, wie dort gerade zu dieser Zeit ein erstaunliches Spektrum der Wiener Bevölkerung – Juden und Nichtjuden, Nationalisten und Liberale, Männer und Frauen – gleichermaßen in den Bann dieser europäischen Variété-Sensation gezogen werden konnten. Denn inmitten eines feindseligen Diskurses wurde der Körper des galizischen Juden über alle Maßen bestaunt.

Hakoah Wien war da bereits auf dem Höhepunkt ihrer unvergleichlichen Erfolge – und gab damit die Antwort auf den grassierenden Antisemitismus. Wie dieser größte jüdische Sportverein in Europa sein Verhältnis zum Judentum bestimmt hat, erzählt Friedrich Torberg in dem 1959 veröffentlichten Text »Warum ich stolz darauf bin«.

In der Geschichte des deutschen Sports bis 1933 wiederum engagierten sich Juden überwiegend in »neutralen«, konfessionell ungebundenen Vereinen, die deshalb von ihren Gegnern zuweilen als »Judenclubs« denunziert wurden, obwohl der Anteil der jüdischen Mitglieder in der Regel gering war. Dazu gehörte auch der FC Bayern München. Dietrich Schulze-Marmeling erinnert an dieses Kapitel des deutschen Fußballs und zeigt, wie man nach 1933 versucht hat, die Juden daraus zu verdrängen. Aber auch im fernen Argentinien wäre die Geschichte der einheimischen Juden ohne den 1904 gegründeten Fußballclub Atlanta nicht vollständig. Ranaan Rein schreibt, wie sich der Verein zu einem jü-

dischen Identifikationssymbol entwickelte, das bis heute intakt geblieben ist.

Ob das Schachspiel tatsächlich zu den Leibesübungen gerechnet werden kann, ist mehr als zweifelhaft. In jedem Fall gilt es als Denksport, und Tatsache ist, dass Juden dabei außerordentliche Erfolge errangen. Ulrich Sieg schreibt über den jüdischen Beitrag zur Geschichte des königlichen Spiels, der in kulturhistorischer Hinsicht ungewöhnlich reich ist und Verbindungen weit über die Welt der 64 Felder hinaus schlägt.

Die frühen Zionisten hingegen hatten für Schach erst einmal wenig übrig. Im Zuge der »physischen Regenerierung« der Juden, seit den Tagen der Französischen Revolution eine Forderung der Emanzipationsbefürworter, plädierten sie für einen »neuen, starken Juden«. Der muskulöse Ackerbauer und wehrhafte Soldat sollte fortan an die Stelle des blasen und schwachen Talmudstudenten treten. Daniel Wildmann erläutert die Genese und Semantik des von Theodor Herzls Stellvertreter, Max Nordau, geprägten Begriffs des »Muskeljudentums«.

Der Sport war somit auch fester Bestandteil des Jischuw, der jüdischen Gemeinschaft im britischen Mandatsgebiet Palästina. Weil für Wettkämpfe aber nur das Wochenende in Frage kam, entwickelte sich eine öffentliche Kontroverse über den Umgang mit der Schabbatruhe. Anat Helman beschreibt diesen Streit am Beispiel der »ersten hebräischen Stadt« Tel Aviv und der damaligen landwirtschaftlichen Nachbarsiedlung Petach Tikwa. Zu dieser Zeit wurden im damaligen Palästina auch die Makkabi-Spiele gegründet, und zwar für junge jüdische Sportler aus aller Welt. In seinem Beitrag über die »Makkabiah« vergleicht Haim Kaufman diese Spiele mit den antiken Olympischen Spielen in Griechenland, die in erster Linie der Stärkung der gemein-

samen Identität dienten, und nicht mit den modernen, international geprägten Olympischen Spielen. Im Rückblick wiederum mutet es wie eine Ironie der Geschichte an, dass somit gerade die leidenschaftlichsten Kämpfer gegen die griechische Athletik – die Makkabäer – zu heroischen Leitfiguren des Zionismus wurden, der selbst so sehr für den Sport stand und steht. In seinem Beitrag über das »Griechische Gymnasium von Jerusalem« schreibt Manfred Lämmer über diesen ersten – gescheiterten – Versuch, im Jahre 167 v. d. Z. Leibeserziehung und Sport in die jüdische Kultur zu integrieren.

Bis heute aber müssen Sportler in Israel zusätzliche Hindernisse überwinden. Seit der Staatsgründung 1948 müssen sie bei Wettkämpfen in der internationalen Arena immer damit rechnen, nicht zugelassen zu werden. Amichai Alperovich erklärt, wie der Sport von jeher von Israels Gegnern als politisches Mittel eingesetzt wurde. Andererseits kann der Sport Völker auch verbinden. Wie auf diese Weise im spezifischen Fall von Israel und Deutschland eine echte Annäherung stattfand, erzählt Robin Streppelhoff. Der Sport, besonders Fußball, eignet sich ebenso als Barometer, um das Verhältnis Israels zu fremden Nationen zu bestimmen. Moshe Zimmermann schreibt darüber, wie die israelische Einstellung zu den Teams anderer Länder stets von einer historischen Perspektive mitgeprägt wird.

Politik und Geschichte wiederum wurden wenigstens für eine kurze Weile beiseitegeschoben, als 2003 die arabische Fußballelf Bnei Sachnin aus Galiläa den israelischen Landespokal gewann und daraufhin beim UEFA-Cup erstmals den jüdischen Staat vertreten durfte. Jerrold Kessler und Pierre Klochendler zeichnen ein Porträt dieser Mannschaft, in der Araber, darunter Muslime und Christen, und Juden einen Frieden vorspielen, zu dem die Politiker nicht fähig sind.

Als Beruhigungsmittel in diesem ansonsten so hektischen Land empfiehlt die israelische Autorin Nili Landesman Joga. Besonders in Tel Aviv, wo ohnehin überall Lernstudios aus dem Boden schießen, seien solche Übungen keine schlechte Option. Und: Stand nicht auch David Ben Gurion oft auf dem Kopf und beschäftigte sich intensiv mit Thora und Buddhismus, obwohl er als erster Ministerpräsident des Staates Israel durchaus brennendere Probleme zu lösen hatte? Womit wir beim Titelbild angelangt wären – das an ein berühmtes Bild von Ben Gurion beim Kopfstand am Strand erinnert. Es stammt – wie alle Fotos in diesem Band – von einem Fotografen der Jerusalemer Fotoagentur Flash90.

Jerusalem / Tel Aviv 2011
Gisela Dachs

MICHAEL BRENNER
KEINE JÜDISCHE GESCHICHTE DES ZWANZIGSTEN
JAHRHUNDERTS OHNE SPORT

Man kann die jüdische Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts auf die beiden Pole beispielloser Tragik und heldenhafter Wiedergeburt – den Holocaust und den Staat Israel – reduzieren. Man kann sie als eine Geschichte großer Köpfe – von Sigmund Freud über Franz Kafka bis Albert Einstein und Hannah Arendt – beschreiben. Man kann sie auch als die Entwicklung einer Religionsgemeinschaft und ihrer verschiedenen Richtungen darstellen. All dies ist ausgiebig getan worden und hat durchaus seine Berechtigung.

Um den Menschen vollauf gerecht zu werden, die die jüdische Geschichte geprägt haben, müssen aber auch ganz andere Aspekte Anerkennung finden. Was haben die Juden zwischen Moskau und Marrakesch gegessen und getrunken? Welche Lieder haben sie ihren Kindern vor dem Schlafengehen gesungen? Wie haben sie ihre Freizeit verbracht? Eine Geschichte, die das Alltagsleben der Juden in den Mittelpunkt stellt, kommt nicht am Thema Sport vorbei.

Insbesondere in der Zwischenkriegszeit spielte der Sport eine zentrale Rolle im Leben der Juden Europas. Ausgehend von der Devise des Herzl-Stellvertreters Max Nordau schrieb sich der Zionismus die Schaffung des »Muskeljuden« auf seine Fahnen. Im Zuge der »physischen Regenerierung« der Juden, die seit den Tagen der Französischen Revolution eine Forderung der Emanzipationsbefürworter war, plädierten die Zionisten für die Kreation des »neuen jüdi-

schen Menschen«. Dieser sollte nicht mehr der blasse Talmudstudent mit den Schläfenlocken sein, sondern der muskulöse Ackerbauer, der wieder auf die Scholle seiner Vorfäter zurückkehrt. Er sollte auch nicht mehr das wehrlose Opfer von Pogromen sein, sondern sich mit der Waffe in der Hand verteidigen können.

Vor diesem Hintergrund der Transformation des Juden und der jüdischen Gesellschaft kam der Turn- und Sportbewegung eine entscheidende Rolle zu. Zudem wollte man die Antisemiten widerlegen, die die Juden als krummbeinig und unsportlich darstellten und diese zunehmend aus den allgemeinen Sportvereinen ausschlossen. Also gründete man Sportvereine, die sich die Namen der Helden der jüdischen Geschichte zulegte: wie Makkabi, erinnernd an den Makkabäeraufstand gegen die Griechen im zweiten vorchristlichen Jahrhundert, oder Bar Kochba, nach dem Anführer des Aufstands gegen die Römer dreihundert Jahre später. Andere Variationen waren Hasmonea, nach der Hasmonäerdynastie, der die Makkabäer entstammten, und Beitar, nach dem Ort, in dem Bar Kochba starb. Oder sie nannten sich einfach Hagibor (Der Held), Hakoach (Die Kraft) und Hapoel (Der Arbeiter). Bis heute tragen die meisten israelischen Sportvereine diese Namen.

Im Polen der zwanziger und dreißiger Jahre gehörte fast jeder jüdische Jugendliche einem der zahlreichen jüdischen Sportvereine an, die zumeist klare politische Identifikationen pflegten: Sie waren sozialistisch, sozialistisch-zionistisch oder bürgerlich-zionistisch. Viele politische Konflikte wurden im Fußballstadion ausgetragen. In Krakau waren die Duelle zwischen dem zionistischen Makkabi und dem Team des sozialistischen »Bundes« Jutrzenka als innerjüdischer Fußballkrieg gefürchtet, dem der allgemeine Fußballkrieg der beiden jüdischen Mannschaften gegen die als an-

tisemistisch betrachtete Mannschaft von Wisla nur wenig nachstand. Daneben gab es die als liberal erachtete Mannschaft von Cracovia, mit der auch die assimilierten Juden sympathisierten.

Als »jüdische« Vereine waren in Mittel- und Westeuropa oftmals Mannschaften aus dem bürgerlichen Milieu verschrien, die prominente jüdische Funktionäre und auch Trainer oder Spieler aufwiesen. Hierzu gehörten MTK Budapest ebenso wie Austria Wien (ehemals die Amateure), Ajax Amsterdam und Bayern München. Letzteres Team wurde übrigens 1932 unter seinem jüdischen Präsidenten Kurt Landauer erstmals deutscher Fußballmeister. Landauer musste im Jahr darauf zurücktreten und ging nach einer Inhaftierung in Dachau ins Schweizer Exil.

Vor allem im Tischtennis, Boxen, Fechten, Wasserball und Fußball erzielten die jüdischen Vereine große Erfolge. Hasmonea Lwow spielte in der ersten polnischen Fußball-Liga. Hagibor Prag war tschechoslowakischer Wasserballmeister. Einer seiner Spieler hieß Friedrich Kantor, der als Friedrich Torberg mit Romanen wie *Der Schüler Gerber* und *Die Tante Jolesch oder der Untergang des Abendlands in Anekdoten*, später dann als Übersetzer Ephraim Kishons literarischen Ruhm erlangte. Weniger bekannt blieb dagegen sein Roman *Die Mannschaft*, wohl der einzige Wasserballroman, der jemals geschrieben wurde.

Niemand hat die unterschiedlichen Milieus der Sportvereine in Bezug auf ihr Judentum so lebendig beschrieben wie Friedrich Torberg für Wien, wo Hakoah die Zionisten anzog, Austria (damals die »Amateure« genannt) die assimilierten Juden, Rapid als Club der Kleinbürger und Arbeiter aber den Juden weitgehend verschlossen blieb. In einem wunderbaren Text erzählt Friedrich Torberg, wie die eigentlich antisemitischen Fußballanhänger aus Respekt vor

der Hakoah-Mannschaft nicht in die damals üblichen »Saujud«-Rufe ausbrachen, sondern wie er einen jener Österreicher einmal aus Verlegenheit einen Hakoah-Spieler, dessen Namen er nicht kannte, mit den Worten anfeuern hörte: »Hoppauf, Herr Jud!«¹

Hakoah (übrigens *nicht* Hakoach mit hartem -ch) hatte zweifellos die erfolgreichsten jüdischen Sportmannschaften aller Zeiten. Die Hakoah-Erfolge erfüllten Juden in ganz Europa mit Stolz. Als Hakoah 1925 österreichischer Fußballmeister wurde, holten sie im selben Jahr auch noch die österreichischen Titel im Ringen und Schwimmen sowie die Hockeymeisterschaft. Unter den Aktiven im Verein waren auch viele Frauen. Besonders erfolgreich unter ihnen waren die Schwimmerinnen: Judith Deutsch war in den dreißiger Jahren mehrfach österreichische Meisterin und hielt zahlreiche Streckenrekorde. 1935 wurde sie zur österreichischen Sportlerin des Jahres gewählt. Als sie sich ein Jahr später weigerte, an den Olympischen Spielen in Nazi-Deutschland teilzunehmen, wurde sie gemeinsam mit anderen jüdischen Kolleginnen lebenslanglich gesperrt, alle ihre Titel wurden ihr nachträglich aberkannt. Die Geschichte dieser jüdischen Schwimmerinnen wurde 2004 in dem eindrucksvollen Dokumentarfilm *Watermarks* festgehalten.

Im Gegensatz zu Deutsch hatte die Florettfechterin Helene Mayer, die mehrfach deutsche Meisterin war und bei den Olympischen Spielen 1928 Gold erkämpfte, kein Problem, aus ihrem amerikanischen Exil, wohin sie wegen ihres jüdischen Vaters gegangen war, 1936 zur Olympiade nach Deutschland zurückzukehren. Sie errang für die deutsche Mannschaft eine Silbermedaille und erhob auf dem Siegerpodest ihren Arm zum Hitlergruß. Nach ihrer Rückkehr in die USA wurde sie noch mehrfach amerikanische Meisterin im Florettfechten. Besonders erfolgreich im Fechten

waren jüdische Sportler aus Ungarn, die für ihr Land vielfach internationale Erfolge holten. Unter ihnen war auch der mehrfache Medaillengewinner Attila Petschauer, den die Nazis später in ein Konzentrationslager sperrten und brutal folterten, indem sie ihn im frostigen Winter nackt an einen Baum banden und mit kaltem Wasser besprühten. An den Folgen dieser Unterkühlung starb er. Sein Schicksal diente als Grundlage für István Szabós Film »Sunshine«.

Die Gründung von Hakoah 1909 war die Reaktion auf die Einführung des »Arierparagrafen«, der in vielen anderen Vereinen zum Ausschluss von Juden geführt hatte. In der Zwischenkriegszeit begegnete Hakoah einem unverhohlenen Antisemitismus. »Juda verrecke«- und »Krummnasen«-Rufe gehörten noch zu den harmloseren Zwischenfällen, Schlägereien und Boykottaufufe zu den schwerwiegenden. Jüdische Sportvereine wie Hakoah wollten aufzeigen, dass sie sich dem Druck der Antisemiten nicht beugten, dass sie den Respekt der neutralen Bevölkerung verdienten und dass sie den Gemeinschaftssinn weiter ausprägten, wenn sie stolz mit dem Davidstern auf der Brust Siege feierten.²

Spätestens 1938 musste auch Hakoah erkennen, dass sie nichts bewirken konnte. Auch der Sport war bereits Teil der völkischen Massenbewegung geworden und hatte mit dazu beigetragen, den Militarismus zu beflügeln, wie sich der Journalist Sebastian Haffner in seiner *Geschichte eines Deutschen* erinnerte. Er gehörte für ihn zu einem der »Vorboten des kommenden Unheils [. . .], der durchaus mißverstanden und gar noch öffentlich gefördert und belobigt wurde«. Hiermit spätestens sind wir bei der politischen Relevanz des Sports in der Zwischenkriegszeit. Haffner beobachtete, dass sich in jenen Jahren die Mitgliederzahlen der Sportclubs und die Besucherzahlen der Sportfeste

verzehnfachten. »Es ist der letzte große deutsche Massenwahn, dem ich selbst erlegen bin«, kommentiert er diese Entwicklung. Wie Haffner waren Millionen von Deutschen diesem Massenwahn erlegen, ohne in diesem unbedingt, wie Haffner, die »Massenverblödung der Jugend« oder nationales Pseudokriegsspiel zu sehen. Auch den Linken, so Haffner, »fiel nicht auf, dass die ›deutschen Meister‹ sich ausnahmslos schwarz-weiß-rote Schleifchen ansteckten, obwohl die Reichsfarben damals schwarz-rot-gold waren. Sie kamen nicht auf die Idee, dass der Reiz des Kriegsspiels, die alte Figur des großen, spannenden Wettkampfs der Nationen, hier nur geübt und wachgehalten wurde«. ³

Während der Verfolgungszeit schwand die Sportbegeisterung der Juden nicht. ⁴ Im Exil von Schanghai gründeten die Emigranten aus Berlin und Wien eine eigene Liga, in der sie sich unter schlimmsten klimatischen Bedingungen und auf schlüpfrihem Boden erbitterte Derbys leisteten. ⁵ Selbst im Ghetto Theresienstadt spielten die wenigen, die physisch dazu in der Lage waren, in Mannschaften wie »Kleiderkammer« gegen »Elektriker« Fußball. Und in Auschwitz gab es direkt neben den Krematorien von Birkenau makabre Spiele von Mitgliedern des Sonderkommandos, das mit der Verbrennung der Leichen beschäftigt war, gegen die SS-Schergen.

Der organisierte jüdische Mannschaftssport war ein weitgehend europäisches Phänomen. In den USA, wo die Integration der Juden einfacher vonstatten ging, schlossen sie sich den allgemeinen Vereinen an. Doch gab und gibt es auch in den USA kollektiven Stolz über die Erfolge einzelner jüdischer Sportler. Der erste professionelle jüdische Sportler von überragender Bedeutung war der Baseballspieler Hank Greenberg, der seine größten Erfolge mit den Detroit Tigers feierte und Aufsehen erregte, als er sich

1934 weigerte, am höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur mit seiner Mannschaft in einem entscheidenden Spiel anzutreten. Viele Jahre später schlugen die Emotionen hoch, als der Schwimmer Mark Spitz – dessen internationale Karriere bei den jüdischen Makkabiah-Spielen 1965 in Israel begonnen hatte – von den Olympischen Spielen 1972, bei denen ein großer Teil der israelischen Mannschaft ermordet wurde, sieben Goldmedaillen in die USA zurückbrachte. Die emigrierten Juden hingen auch in den USA oftmals an ihren Vorkriegsclubs, selbst wenn sie sonst nicht viel mit der Heimat verband. Henry Kissinger lässt sich angeblich immer noch die Ergebnisse »seiner« SpVgg Greuther Fürth berichten, die trotz ihres berühmten Fans ständig den Aufstieg in die Bundesliga verpasst.

Was blieb in Deutschland nach 1945 von der jüdischen Sportbegeisterung? Es ist bemerkenswert, dass in der Bundesrepublik, in der die wenigen Juden fast keine politischen Ämter bekleideten, sie doch eine Tradition des öffentlichen Engagements der Vorkriegszeit fortsetzten. Kurt Landauer, unter dessen Leitung der FC Bayern München 1932 erstmals deutscher Meister wurde, kehrte aus dem Exil in seine Heimatstadt zurück und stand dem Verein zwischen 1947 und 1951 abermals als Präsident vor. Der beliebte Quizmaster Hans Rosenthal war von 1965 bis 1973 Präsident von Tennis Borussia Berlin. Alfred Ries amtierte zweimal als Präsident des SV Werder Bremen. Auch er hatte den Club bereits in den zwanziger Jahren geführt. Angeblich wurde auf seine Initiative hin die Farbdekoration der neuen Bremer Synagoge in den Vereinsfarben Grün-Weiß gewählt. Ries, der sich auch in jüdischen Angelegenheiten engagierte, war Vizepräsident des Deutschen Sportbunds und wirkte als einer der wenigen jüdischen Berufsdiplomaten der Bundesrepublik, zuletzt als Botschafter in Liberia.⁶

Auch jüdische Sportvereine gab es in Deutschland nach dem Holocaust wieder. Wie in vieler Hinsicht, so versuchten die in Deutschland zumeist in Lagern gestrandeten überlebenden Juden aus Osteuropa auch in diesem Bereich an das Leben der Vorkriegszeit anzuknüpfen. In der amerikanischen Zone allein gründeten die sogenannten »Displaced Persons« (DPs) fünf jüdische Fußballligen mit über 80 Mannschaften. Es kam zu Begegnungen zwischen Hapoel Pocking und Nordija (nach Max Nordau) Eggenfelden oder Hasmonea Zeilsheim gegen Makkabi Lampertheim. Im Circus-Krone-Zelt in München fanden die ersten jüdischen Boxmeisterschaften statt. Der Sport galt als Vorbereitung zur physischen Arbeit oder fürs Militär in Israel, aber auch einfach als Ablenkung und als ein Ventil, um mit der Trauer um den Verlust der Angehörigen und der Enttäuschung über die Herausögerung der Gründung des Staates Israel fertig zu werden. Mit der Staatsgründung 1948 und der beginnenden Massenauswanderung lösten sich diese Vereine rasch auf. Hakoah erlebte übrigens einen doppelten Neubeginn. Gleich nach Kriegsende wurde der Verein in Wien wiedergegründet, während nach Israel emigrierte Wiener Juden ihn dort als Hakoah Ramat Gan wiederbelebten. An die Vorkriegserfolge konnte weder hier noch dort angeknüpft werden. Auf die Rückgabe eines Teils des ehemaligen Areals im Wiener Prater musste der SC Hakoah über sechzig Jahre lang warten.

Erst 1965 wurde auch in Deutschland wieder ein Makkabi-Verband mit einer Handvoll Ortsvereine gegründet.⁷ Im Zuge der Einwanderung von Juden aus der ehemaligen Sowjetunion ist dieser auf mittlerweile 37 Ortsvereine angewachsen. So existieren heute wieder Makkabi-Vereine von Aachen bis Bad Segeberg und von Rostock bis Regensburg. Es mag die Herkunft seiner Mitglieder widerspie-